

Sabine Zelger
(Wien)

*Von Beamten, Dorfpolizisten und den Händen
des Ministers für öffentliche Arbeiten
Poetik der Bürokratie bei Konrad Bayer, Thomas Bernhard,
Georg Paulmichl und N. C. Kaser*

Die vielseitigen Beziehungen zwischen Literatur und Bürokratie scheinen nicht offen zutage zu liegen: So konstatiert der Jurist Michael Kilian¹ in einer Studie zu diesem Zusammenhang ein mangelhaftes Interesse der Literatur an der Verwaltung, obwohl sich in der Bearbeitung des formalisierten Systems doch spannende Stoffe und Ausdrucksweisen ergeben müssten. Ebenso habe die Untersuchung dieses Verhältnisses Erstaunen erregt, so die Literaturwissenschaftlerin Kerstin Stüssel, die ihr letztes Buch eben diesem Fokus gewidmet hat².

Aus Sicht der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung vermögen derartige Statements verwundern, da sich hier ein Zusammendenken der zwei Universen, der Bürokratie und der Literatur, des Amts und der Dichterstube geradezu aufdrängt. Aber auch jenseits nationalspezifischer Umstände scheint es so, dass Bürokratie sehr wohl in zahlreichen Texten zum Ausdruck kommt, wenn auch nicht immer als Überthema oder erkenntlich konkretisiert als Steuerbescheid oder als Beamtenwitz. Dass die Suche nach Zusammenhängen zwischen Bürokratie und Literatur manchmal nicht besonders erfolgreich verläuft, ist vielleicht jenem Weltbild der Forscher geschuldet, das auch in den Alltagsdiskursen zum Ausdruck kommt: Die Trennung von Verwaltung und Lebenswelt wird als zwangs-

¹ Michael Kilian: Monrepos oder die Kälte der Macht. Der einzelne und die Staatsverwaltung als Gegenstand in der Literatur. In: H.-A. Koch / G. Rovagnati u.a. (Hg.): Grenzfrevel, Rechtskultur und literarische Kultur. Bonn 1998.

² Kerstin Stüssel: In Vertretung. Literarische Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit und Gegenwart. Tübingen 2004.

läufig gedacht und zwar in einer Schärfe, wie sie eigentlich den soziologischen und politischen Wissenschaften obliegt.

Dabei zeigen verschiedene Ansätze der Bürokratieforschung sehr wohl, dass sie sich mit den Abgrenzungen und Vermischungen diverser Formationen auseinandersetzen, ganz abgesehen vom notorischen Interesse an den Auswirkungen der modernen Verwaltung. Der Sozialwissenschaftler Max Weber etwa prophezeit Bürokratie als «Gehäuse jener Hörigkeit, ... in welche ... die Menschen sich ... ohnmächtig zu fügen gezwungen sein werden»³, und das vor 100 Jahren, der Philosoph Jürgen Habermas spricht von der möglichen Kolonialisierung der Lebenswelt⁴ und Michel Foucault zeigt, wie die Bürokratie als Disziplinarmacht überall wirksam ist und sich in winzigsten Details manifestiert⁵.

Und doch erscheint eben diese Grenze oder Vermischung, dieser Ort der Konflikte und Verflechtungen als Schwachstelle der soziologischen und politischen Wissenschaft. In heterogener und autonomer Sphäre tut sie sich schwer – Systematisierung versagt angesichts des Einzelnen und der Fülle des Lebens oder schleift sie ab. Stattdessen eignet sie sich hervorragend dazu, eben jene Ordnung auszudifferenzieren, die repetitiven, übertragbaren und nachweisbaren Mechanismen gehorcht, wie die Bürokratie. Sie eignet sich für dieses Phänomen, das sachlichen und rationalen Kriterien folgt und auf Ökonomisierung abzielt. Und sie taugt für die Untersuchung der Größe und Komplexität als Voraussetzung von Bürokratie sowie für die Analyse der seriellen Muster, also den Motor des modernen Verwaltungsbetriebes. Die Forschung vermag schön zu zeigen, wie Bürokratie, egal ob wirtschaftlich oder staatlich, Räume strukturiert und hierarchisiert.

Ein ähnlicher Fokus auf das Wesen der Bürokratie wird in den Alltagsdiskursen eingenommen und zeigt sich hinter der aufgebrachten Kritik an den Auswüchsen der Bürokratie. Indem der Begriff dort auf allzu starres Verhalten der Behörden und penibel kleinliche Regelungen abzielt, zeichnet sich jenseits des Alltagsbegriffs ein Ordnungsideal ab, das denselben Merkmalen verpflichtet ist, wie sie der modernen Verwaltung von den Sozialwissenschaften zugeschrieben werden. Im Alltagsverständnis offenbart sich Erwartung nach Perfektion und Durchschaubarkeit, die zentrale Kriterien idealtypischer Bürokratien darstellen. Andererseits zeigt sich im Be-

³ vgl.: Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen 1990. S. 835.

⁴ Vgl. Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*. II. S. 522.

⁵ vgl. v.a. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*. Frankfurt 1976.

griffsverständnis der Alltagssprache auch der Wunsch nach Vorstellbarkeit und die Sehnsucht nach Anschaulichkeit. Mit der Einforderung der Kategorie der Ausnahme werden Individualitätsansprüche deutlich, die auf Distanzbedürfnisse und den Wunsch nach bürokratiefreien Zonen schließen lassen.

Indem im Alltagsverständnis von "Bürokratie" demnach sowohl Ideale eines sauberen, klaren Rasters deutlich werden, das bis ins Kleinste ausgestaltet und sichtbar zu sein hat, als auch der Wunsch nach Konkretion und Singularität, wird ein unauflösbarer Widerspruch sichtbar. Gebannt wird dieser gemeiniglich in einer allumfassenden Kritik einem System gegenüber, das dem eigenen Leben äußerlich ist.

In meinem Beitrag stellen nun diese Ansprüche den Ausgangspunkt für meine Fragen an die Literatur dar.

Meine These ist, dass die fiktionale Bürokratie nicht nur die gewohnte und erwartete Exklusivität des Themas missachtet, sondern überhaupt jede bürokratische Ordnung ad absurdum führt. Damit verletzt sie zwar alle Ansprüche, die im Alltagsdiskurs erhoben werden. Aber durch die Thematisierung werden die Wünsche ernst genommen. Komisch hinwiederum sind die Effekte.

Für diese Effekte und die Bürokratiekritik nutzen die Autoren eine ganze Reihe literarischer Techniken, anhand derer sich eine Poetologie der Bürokratie herauskristallisieren lässt. Perfektions-, Konkretions-, Individualitäts- und Distanzwünsche werden punktuell oder scheinbar befriedigt, die Auswirkungen sind verwirrend und komisch. Allenthalben geht der Überblick verloren, auch der Abstand, die Vorstellung versagt und von der Vollkommenheit bleibt nur der Anspruch übrig.

Am anschaulichsten ist diese Poetik der Bürokratie an kleinen kurzen Texten zu belegen, in denen das Ausmaß der Bürokratie notgedrungen komprimiert oder versinnbildlicht auftreten muss, jedoch nicht abgeschafft wird. Und die Analyse kurzer Texte verträgt sich auch am besten mit dem Platz hier im Rahmen dieses Beitrags. So werde ich einen Tagesablauf eines pensionierten Friedhofsbeamten analysieren, einen Prozessbericht gegen einen Postbeamten, das Berufsbild von Dorfpolizisten untersuchen und von der Hand des Ministers für öffentliche Arbeiten berichten.

Über Weg und Auswege eines Friedhofsbeamten im Ruhestand

Beginnen möchte ich mit einem Prosastück Konrad Bayers, das der Avantgarde – Autor der Wiener Gruppe in den 50er Jahren des 20. Jhs.

geschrieben hat. Der titellose Text, der mit den Worten «Ich wandere»⁶ beginnt, erzählt die Bewegungen und seltsamen Erlebnisse einer Ich-Figur nach, die sich durch bestimmte Attribute und letztlich eindeutig als Amtsperson ausweist. Die Geschichte ist zutiefst widersprüchlich und revidiert ständig die Entschlüsselungsleistungen des Lesers. So bleibt bereits offen, wohin der Beamte unterwegs sein könnte, nachdem er «auf einer in die Ewigkeit führenden Strasse» und vier Sätze später «nach Klagenfurt» wandert. Ebenso bleibt offen, welcher der Protagonisten nun tot ist oder lebt oder beides. Wenn man den Rahmen eines Erzählortes abstecken wollte, müsste man irdische und überirdische Gegenden addieren, sowie die Realität und die Traumwirklichkeit, Unterirdisches, die Erde und den Kosmos miteinbeziehen. An eindeutig ausgewiesenen Orten finden wir neben der bereits erwähnten Straße eine Schlucht, ein Boot, Berge von Konservendosen, eine Rollfähre, eine derart tiefe Grube, dass der Beamte «mit Hilfe der Mondanziehung wieder an die Erdoberfläche geschleudert» wird, eine Straßenbahn, die bis in den Urwald führt, hellblaue Ballons in der Luft, eine Straßensperre sowie ein Loch zum Verschwinden. Die Geschichte stresst also das Vorstellungsvermögen, andererseits ist sie gespickt mit Ordnungsparametern, die Transparenz vortäuschen. Aus der steten Auseinandersetzung zwischen diesen Polen erwächst das spannungsgeladene Paradoxon der Fabel. Die Ordnungsmachenschaften, die den Text sowie die Wanderung zu strukturieren versuchen, zeugen von vehementer Perfektionswut: So gibt es etwa gleich zu Beginn des Textes eine interessante Landschaftsbeschreibung:

Mein verwesender Freund streicht sich aus einer der herumliegenden, zu Bergen von 32.784 Stück gestapelten, rostigen Konservendbüchsen etwas Landbutter auf die noch haftenden Hautfetzen seiner ausgedörrten Unterlippe.

Welches Bild entsteht hier in unserem Kopf? Aus dem Horrorgenre kennen wir genügend Beispiele für aktive Tote, die bereits verfaulen und sich dennoch wie Lebende verhalten. Dabei können wir ruhig die Unterlippe heran zoomen, und dabei zusehen, wie sie sich der Monsterfreund mit Butter einfettet. Wie aber schaut der Raum aus? Wie können Türme herumliegen? Stapeln bedeutet, dass etwas vertikal geordnet wird. Herumliegen hingegen bezeichnet eine horizontale Ordnung oder exakter: eine horizontale Unordnung. Selbst kleine Stapel können nicht «herumliegen».

⁶ Konrad Bayer: (Ich wandere). In: ders.: Sämtliche Werke. Stuttgart 1996. S. 39-41.

Wie erst zu 32.784 Stück geordnete Berge? Zudem kann man sich vorstellen, wie riskant es sein muss, aus dem Stapel eine einzige Dose herauszuziehen. Entsteht sodann nicht sofort ein großes Getöse in unserer Vorstellung? Würde nicht der Konservenbüchsenturm in sich zusammenstürzen, weitere mit sich reißen und mit Sicherheit den Täter unter sich begraben? Aber selbst wenn der Freund vorsichtig hantiert: Was für eine Attacke gegen die Ordnung! Plötzlich würde in diesen derart penibel geordneten Bergen eine einzige fehlen! Wer wird das nur wieder in Ordnung bringen?

Die Ich-Figur – vom Autor als Beamtentypus ausgewiesen – hat mit diesen Widersprüchen keine Probleme. Bayer nötigt uns in seinem Text jene Perspektive auf, die die Ordnungsmacher, die Beamten innehaben. Wie auch in anderen Prosastücken des Autors sind diese Figuren bestens informiert und zugleich durch eine irritierende Gleichgültigkeit gegenüber Absurditäten gekennzeichnet.

Als zweites möchte ich auf eine zentrale Passage des Textes eingehen, die einen Rückblick des Beamten auf sein Leben enthält, wobei auch hier am klassischen bürokratischen Selbstverständnis gerüttelt wird, und zwar an der Chronologie, wie sie in amtlichen Biographien zum Ausdruck kommt.

Der Erzähler vermischt narrative Ereignishaftigkeit mit bürokratischer Präzision, indem er die Schilderung des Tagesgeschehens mit der Präsentation seiner Biographie unterbricht. Dass er sie mitten in die Geschichte einflieht, ist ein klassisches Stilmittel der Literatur. Die Irritation resultiert aus den amtlichen Versatzstücken. Dazu gehören:

1. die präzisierende Zahl: das 74. Lebensjahr
2. die Nennung eines Firmennamens: Eberhard Hirnschall & Co.
3. die Referenz auf verwaltungstechnische Termini, wie «mangels anderer Befähigungen», «nicht protokolliert» und «Existenznachweis» sowie
4. der in Stichworten verkürzten, d.h. ohne Subjekt angeführten Angaben: «nicht protokollierte Firma», «geniesst in der Branche guten Ruf und gilt als seriös und korrekt».

Mit diesen vier Merkmalen stellt Bayer eine Verbindung zum bürokratischen Kosmos her, der – wie üblich – staats- und wirtschaftsbürokratische Daten vermischt. Interessant ist, wie diese Selbstoffenbarung die Stereotypisierung der Lebenszusammenfassungen zur Schau stellt.

Dabei muss auf eine Formulierung gesondert hingewiesen werden, durch die der Vertrauensvorschuss, den man trotz aller Kritik der bürokratischen Ordnung für gewöhnlich entgegenzubringen scheint, miss-

braucht wird. Die biographische Skizze, die den beruflichen Stand des Beamten zum Inhalt hat, schließt mit folgendem Satz:

Seit Ablauf meines Existenznachweises bin ich freischaffender Vertreter für Zigarettenautomaten.

Nachdem Bayer nicht das Leben selbst als abgelaufen bezeichnet, sondern den Nachweis, muss angenommen werden, dass der Beamte nicht tot ist. In der Literatur ist dies jedenfalls nicht der einzige Fall, in dem ein lebender Untoter weiter existiert, Herzmanovsky-Orlando z.B. hat einem solchen Amtsoffer eine wichtige Rolle in seinem großen Roman *«Maskenspiel der Genien»* eingeräumt⁷. Interessant für unser Anliegen der Poetik der Bürokratie ist die Verwertung dieses Fehlers: Ein neuer imaginärer Raum wird geschaffen, eine Existenz jenseits der Behörden, die erst durch die Behörde ermöglicht wurde, oder ein Raum jenseits des Amtes, der vom Amt kreiert wurde und von dem der Kreateur, das Amt, jedoch nichts weiß. In jedem Fall jedoch ermöglicht und erzwingt der Übertritt ins illegale Dasein ein neues Leben: Nach dem Beamtenjob und der Zuarbeit als Handwerker wird der Beamte im Ruhestand *«freischaffender Vertreter für Zigarettenautomaten»*. Angesichts der aktuellen Antiraucherkampagnen kann dieser Beruf als geradezu genialer Job für einen Toten angesehen werden.

Nichtsdestotrotz kann sich unser Protagonist auch als Freischaffender von den Bürokratismen nicht frei spielen und enttarnt seine Nähe zum Amt durch die Präsentation eines Lebenslaufs, und nicht etwa einer Nacherzählung seines Lebens.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat in seinem Artikel zur *«biographischen Illusion»* sehr schön formuliert, dass die amtliche Selbstdarstellung mit der *«Logik der Vertrautheit»* bricht. Zugleich werde das curriculum vitae zu einer *«öffentlichen Darstellung, und damit Offizialisierung, einer privaten Darstellung des eigenen Lebens (und) impliziert einen Mehraufwand an spezifischen Zwängen und Zensurmaßnahmen»*⁸.

Das Zwanghafte dieser Offizialisierung mit all seinen neurotischen Implikationen kommt bei Bayer zusätzlich darin zum Ausdruck, dass sie unvermittelt in die Erzählung eingeführt wird – quasi überfallsartig zum Ausbruch kommt, im neuen Absatz hingegen nicht als Teil der Ge-

⁷ Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Maskenspiel der Genien*. In ders.: *Sämtl. Werke* in 10 Bd. Bd.3 Salzburg / Wien 1983.

⁸ Vgl. Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Theorie des Handelns*. Frankfurt 1998. S. 81.

schichte ausgewiesen wird, sondern als «Gedanke», in den der Beamte versunken war. Damit ist der Lebenslauf nicht als Zusatzinformation oder Präzisierung lesbar, sondern wird in jenen Kontext gestellt, der per definitionem unzusammenhängend, assoziativ und unlogisch funktioniert: in jenen Gedankenkosmos, aus dem man schließlich «erwacht».

Als dritten und letzten Aspekt der Erzählung möchte ich noch die Sonderregelungsparameter der Bürokratie herausgreifen. So beginnt das Ende – wie aus dem bürokratischen Alltag bekannt – mit einer Einschränkung. Ebenfalls üblich sind sowohl die Unklarheit der Anordnung als auch deren Sinnhaftigkeit: «“Nur für Grossnichten” lese ich beklommenen Herzens und weiss, dass es einen Ausweg für mich gibt». Offensichtlich ist der Beamte von der Einschränkung betroffen, aber warum sucht er einen Ausweg? Da ein Ausweg eine Diskontinuität bezeichnet und per definitionem nicht linear sein kann, müsste sich der Wanderer vielmehr um einen Umweg bemühen. Aber offensichtlich geht es dem Ich-Erzähler gar nicht mehr um eine Fortsetzung oder das Ziel der Reise. Stattdessen ist der Ich-Erzähler in etwas verstrickt: mit Sicherheit in die skurrile Fabel, in seinen Daseinszustand, wahrscheinlich auch in das längst unmöglich gewordene Erzählen. D.h. er will weder die Wanderung noch die Geschichte fortsetzen. Also kreiert er einen Ausweg und erfindet einen neuen Raum, einen wohligh intimen, eine sogenannte imaginäre Raumreserve. Konrad Bayer bietet eine Lösung, die sauber und perfekt zugleich ist, indem er schreibt: «Ich stütze meinen rechten Arm in die rechte Hüfte und entschlüpfe durch das so entstandene Loch». Mit dieser Pointe beendet Bayer nicht einfach seine Erzählung, sondern bringt seinen Protagonisten ganz einfach zum Verschwinden.

Über einen sorgfältig ausgeführten Mord eines Postbeamten

Seinen Helden entlässt spontan und überraschend auch Thomas Bernhard in seinem kurzen Text mit dem Titel «Sorgfalt»⁹, erschienen im Erzählband «Der Stimmenimitator» 1978. Aber er stellt die Ordnungsmenschen der Bürokratie genau umgekehrt dar. Dort, wo Bayer Eindeutigkeit abschafft, Konkretes korrumpiert und hinter den Formalismen Räume, ja Welten aufbaut, konzentriert und simplifiziert Bernhard. Und doch zeigen beide die Inkompatibilität von Lebenswelt und bürokratischer Ordnung. Bayer hat vorgeführt, wie sich die Lebensgeschichte vergeblich bürokratischen Mechanismen zu entziehen versucht. Bernhard hingegen

⁹ Thomas Bernhard: *Sorgfalt*. In: ders.: *Der Stimmenimitator*. Frankfurt 1982. S. 166.

veranschaulicht die Unzulänglichkeit des Systems, indem die Bürokratie so tut, als ob Lebenswelt und Lebensgeschichte fassbar wären und entstellt sowie eliminiert sie.

Er schreibt:

Ein des Mordes an einer schwangeren Frau angeklagter Postbeamter hat vor Gericht angegeben, er wisse nicht, warum er die Schwangere umgebracht habe, er habe sein Opfer aber "so sorgfältig wie möglich" umgebracht. Auf alle Fragen des Gerichtsvorsitzenden hatte er immer nur das Wort "sorgfältig" gesagt, worauf das Verfahren eingestellt worden ist.

Beginnen wir bei der Überschrift «Sorgfalt», die eine Basistugend des verwaltungstechnischen Personals oder auch eine Basisvoraussetzung für das Funktionieren bürokratischer Ordnung darstellt. Bei diesem Begriff handelt es sich um einen Term, der die Art und Weise einer Handlung, nicht aber die Handlung selbst bezeichnet. Indem der Angeklagte immer mit diesem Wort antwortet, wird demnach auf eine Mechanik referiert, die sich um Form bemüht, welche sich jedweden Inhalt einverleiben kann.

Damit wird die Möglichkeit zur Serie und Wiederholung geschaffen. Diese Wiederholung, ein Wesenszug der Poetik Thomas Bernhards, stellt der Autor auch auf semantische Weise dar: die Wortwahl ist eingeschränkt, auch über die repetitive Aussage des Postbeamten hinaus. Der Erzähler wiederholt einige Satzteile und verzichtet auf Variation.

Auch die Reduktion wird erzähltechnisch umgesetzt: Die komplexe Angelegenheit eines scheinbar unmotivierten, also heimtückischen Mordes und dessen Aufklärung wird in ein paar Zeilen zusammengefasst. Der Plot, der für eine ganze Romanhandlung reichen könnte, wird in 2 Sätzen abgehandelt. So können wir die Reduktion des Raumes, wie er in der Reduktion auf den Begriff «Sorgfalt/sorgfältig» durchgeführt wird, auch auf dem Papier nachvollziehen. Sie gipfelt schließlich in der Schlusspointe, in der das Verfahren aufgrund der dauernden Nennung des Adjektives «sorgfältig» eingestellt wird. Reduktion ermöglicht Absolution. Bevor etwas anschaulich oder konkret werden hätte können, wird es schon aus der Welt geschafft.

Neben dem Fokus auf Reduktion und Repetition wird in Bernhards Text noch ein weiteres seiner Lieblingsthemen zum Ausdruck gebracht: die Perfektion. Es steckt bereits im zentralen Begriff der «Sorgfalt», der eine Devianz der Perfektion impliziert, an die man sich nur annähern kann. Verstärkt wird diese Bedeutungsfacette und die Sehnsucht nach Vollkommenheit im direkt zitierten Halbsatz, wo der Beamte einräumt, nicht

perfekt, sondern nur so sorgfältig «als nur möglich» gehandelt zu haben. Dieses Scheitern an der absoluten Perfektion stört allerdings das Gericht nicht. Im Gegenteil: Sorgfältig zu handeln befriedigt intern das System und gilt als sakrosankt, auch wenn es extern zu fatalen Auswüchsen führen kann.

Außerdem macht ein absolut sorgfältiges Töten de facto keinen Unterschied zu einem etwas weniger sorgfältig durchgeführten Mord. Das Resultat, nämlich der Tod des Opfers, bleibt dasselbe.

Thomas Bernhard glückt demnach in seiner Kurzprosa Welt durch die bürokratischen Verfahren der Formalisierung und Terminologisierung nicht nur zu reduzieren, sondern, indem das Verbrechen nicht weiter verfolgt wird, auch abzuschaffen. Das Verfahren führt zum Abschluss und befriedigt dergestalt das Bedürfnis nach Vollkommenheit. Wie viele Amterlebnisse können weitere Belege für diesen widersprüchlichen Zusammenhang des Mangelhaften und absoluten Ergebnisses liefern? Dass der Täter selbst dem Umfeld des Amtes entstammt und einer ist, der das System kennt, wird durch die Berufsbezeichnung ausgedrückt: der Mörder ist Postbeamter.

Über das Sein und Sollen des Dorfpolizisten

Von einem anderen beamteten Protagonisten handelt die Berufsskizze des Südtiroler Autors Georg Paulmichl aus den 90er Jahren¹⁰. Er liefert in kurzen und scheinbar klaren Sätzen Feststellungen zu Eigenschaften und Aufgaben des Dorfpolizisten. Wie auf dem Alten Kontinent üblich, müssen wir hierfür nicht das Genre wechseln und die Thematik von Feuerwaffen oder Verfolgungsjagden abhandeln. Bis auf die unterste Ebene sind die Staatsbediensteten und ihre Untertanen stattdessen, wie alle anderen Staatsbediensteten auch, mit Papier konfrontiert. Dieses Papier erfordert Kenntnisse, wie es sie auch bei gewöhnlichen Bürobeamten und Verwaltungsangestellten voraussetzt: nämlich geistige und Lesekompetenz, d.h. einschlägige Ausbildung und Erfahrung.

So beginnt der Text auch mit dem Statement: «Der Dorfpolizist ist geschult». Und später lesen wir: «Die Dorfpolizisten müssen praktisch lesen können».

Und doch ist es keineswegs so, dass ein Dorfpolizist nicht auch stark sein müsste: Neben den geistigen Kräften hat er auch über körperliche zu verfügen, denn «Er muß schwere italienische Formulare tragen».

¹⁰ Georg Paulmichl: Dorfpolizist. In: ders. : *Ins Leben gestemmt. Neue Texte und neue Bilder*. Innsbruck 1994.

Mit dem länderspezifizierenden Adjektiv wird die einzige räumliche Verknüpfung mit dem Arbeitgeber bzw. dem nationalen Raum hergestellt. Er äußert sich in der Amtssprache, die im Minderheitengebiet der deutschsprachigen Dörfer nicht nur eine formal andere, sondern überhaupt eine Fremdsprache ist. Das Bild, mit dem Paulmichl den Zusammenhang der Peripherie mit dem Staatsganzen ausdeutet, ist gerade deswegen interessant, weil es im Wechselspiel der Kräfte angesiedelt ist: Die horizontale Ordnung wirkt sich nämlich nicht in Größen aus, die mit Längen- oder Flächenmaßen vermessbar wären: Die Staatsordnung wirkt punktuell und mittels Schwerkraft. Erinnern wir uns kurz an Konrad Bayers Mondanziehungskraft, mithilfe derer der Friedhofsbeamte immer wieder aus dem Erdloch geschleudert wird. Auf solche physikalische Tricks versteht sich Paulmichls Polizist nicht. Er muss selbst tätig werden.

Und doch bekommt auch er allerhand Unterstützung aus dem Himmel. Diese Hilfe ist allerdings nicht physikalischer Natur, sondern beruht auf längst vergangen geglaubten Alternativmodellen der Bürokratie, als die religiös – metaphysischen Weltbilder noch nicht entzaubert waren¹¹. Ein Dorfpolizist arbeitet jedoch am Land, wo gemeinschaftliche Ordnungen teilweise noch intakt sind und gerne Gottesbotschaften gelauscht wird. Dafür bedarf es gar keiner Anrufung diverser Götter, wie wir sie aus kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Okzident und Orient mittlerweile gut kennen. Bei Paulmichl herrschen Gott und mit ihm das schlechte Gewissen unerschütterlich und kein schweres italienisches Formular kann dagegen was ausrichten.

Sieht man sich die idealtypischen Klassifizierungen der Herrschaftsformen des Bürokratieforschers Max Webers an, so unterscheidet er drei Formen: die bürokratische, die traditionale und die charismatische Herrschaft. Differenzierbar sind diese Idealtypen durch die Art des Gehorsams: Wenn in der Bürokratie einem gesetzten Recht gefolgt wird, dem sich auch der Beamtenstand zu unterwerfen hat, dann ist das Unterwerfen unter den fremden Willen eine abstrakt konsequente Handlung. Demgegenüber hegen die Untertanen in den anderen Herrschaftsformen eine Beziehung und Gefühle gegenüber ihrem Führer oder folgen alteingesessenen Traditionen. Es würde ihnen gar nichts nützen, rational zu handeln oder etwas durchschauen zu wollen¹².

Eine Vermischung dieser Arten des Gehorsams lässt sich in verschiedenen literarischen Texten nachweisen. Dabei kommt es meist zur Ver-

¹¹ vgl. Habermas. a.a.O. Bd. I. S. 262ff.

¹² vgl. Weber. a.a.O. S. 122-176.

mehrung, Verdopplung der Herrschaft bzw. des Unterworfenenseins. Exemplarisch wird dies auch in Paulmichls Text vorgeführt: Mit dem Einsatz diverser Begriffe aus dem christlichen Erfahrungsschatz werden neben die italienischen Formulare die Instanzen der Kirche und des Himmels platziert, ja auch synonym gesetzt: von Bußgeldern, Furcht vor dem Angesicht, von Bekehrung und dem Jüngsten Gericht ist zu lesen. Ich zitiere:

Ohne Ausbildung können sie die Bußgelder nicht schöpfen.
Die Autofahrer fürchten sich vor der Uniforms Angesicht.
Die Dorfpolizisten bringen alle Bewohner zur Bekehrung.
Auch die Pfarrer dürfen die Kurven nicht zu schnell biegen, sonst
kommt das höchste Gericht.

In diesen Sätzen wird die Vertreterposition des Polizisten fest geschrieben, der durch seine Uniform einschüchtert und nicht durch seine persönliche Kraft beim Formularetragen oder seine Lesekompetenz überzeugt. Zudem werden die Vertreter der Amtskirche angesprochen, die durch die semantische Inkongruenz innerhalb uneindeutiger Zuständigkeitsgrenzen angesiedelt sind.

Ich wiederhole:

Auch die Pfarrer dürfen die Kurven nicht zu schnell biegen, sonst
kommt das höchste Gericht.

Diese Formulierung ist grammatikalisch falsch: Es fehlt eine Präposition und eine Vorsilbe beim Verb. Richtig müsste es heißen: an den Kurven abbiegen. In der inkorrekten Form werden jedoch die Pfarrer zu oppositionellen Mitgestaltern und Konkurrenten der irdischen Ordnung. Sie biegen die Kurven, d.h. sie schaffen selbst Ordnung. Dass diese Eigenmächtigkeit dann ausgerechnet vom Jüngsten Gericht, der obersten christlichen Instanz geahndet wird, scheint auf eine Unterordnung des Metaphysischen unter das Physische, des charismatisch Traditionalen unter das Bürokratische schließen zu lassen. Der Pfarrer hat irdischen Ordnungen zu folgen. Selbst wenn die Anweisung im religiösen Duktus der Drohung formuliert ist – man darf nicht, sonst kommt die Strafe – wird ersichtlich, dass auch der liebe Gott die weltlichen Regelungen anerkennt und bei einem Zuständigkeitswechsel seine Entscheidungen wie die irdischen Gerichte treffen würde.

Für die Bevölkerung entsteht somit ein totaler Herrschaftsraum: Sie ist den italienischen Formularen und der Uniform, wie auch den strafenden Instanzen ihrer Religion ausgeliefert. Ihre Furcht, ihre Buße, ihre Bekehrung ist auf staatlicher *und* religiöser Herrschaft gegründet.

Aber nicht genug der Angst. Georg Paulmichl spricht noch einen weiteren imaginären Ort an, der mit Gewaltbereitschaft assoziiert werden kann: Mit der Bezeichnung «Revier» für das Handlungsfeld des Dorfpolizisten ist es möglich die Straße auch als Jagdgebiet zu denken, in dem die Personen zu Jägern und Gejagten werden. Damit es hierbei nicht zu einem Exzess kommt, müssen sich die Staatsbediensteten zurückhalten.

«Dorfpolizisten müssen dem Dorfbild die Ruhe gönnen». Wie ist dieser Satz aber überhaupt zu deuten?

Vielleicht ist es opportun den gesamten Text Paulmichls einmal nach seiner syntaktischen Struktur anzusehen, um dessen Charakter zu verstehen. Die Hauptsätze – es gibt nur einen Nebensatz – sind lose aneinander gereiht und untereinander angeordnet wie in einem Zehnpunkteprogramm. Es gibt kaum kausale, konsekutive, konzessive Verknüpfungen. Zudem ist der gesamte Text im Indikativ Präsens formuliert. Damit bieten sich die einzelne Sätze als absolut gesetzte Zuschreibungen. Andererseits geht der Text über eine Ansammlung von Feststellungen hinaus, da er einige Modalverben enthält: müssen, können und nicht dürfen. Insofern liest sich die Satzaneinanderreihung auch als Ordnungsanweisung. Interessanterweise ist das Pflichtenheft jedoch nicht an die Bürger, sondern an die Ordnungsvertreter gerichtet. Die Bevölkerung – gejagte Autofahrer und furchtsame Untertanen – sind am sichersten, wenn sie ins Dorfbild gebannt sind. Ihm und nur ihm müssen die Dorfpolizisten «Ruhe gönnen». Durch das Verb «gönnen» wird ausgedrückt, dass diese Ruhe wohlverdient ist und nicht wie ein Privileg gestattet, sondern wie eine Leistung honoriert werden soll. Man beachte hier, dass das Verdienst statt in einer schönen Lebenstradition im Eigenbild liegt, in dem Heimat konserviert wird.

So ruhig dieses Bild auch sein mag, das Leben im Dorf ist es nicht: Der Verkehr soll fließen und darf lärmern. Und das kann er am besten, wenn Distanz zur Amtsgewalt hergestellt wird: «Wo / die Dorfpolizisten / den Verkehr stoppen, kommt die Ordnung zum Stillstand». Der Effekt von Pause und Stillstand mag für allfällige Kontakte mit Behörden typisch sein. Paulmichl geht aber noch einen Schritt weiter, indem bei ihm nicht die Autos, sondern die Ordnung selbst gestoppt wird. Damit expliziert der Autor, dass die Amtsperson nicht einfach Stau und Bewegungsverhinderung verursacht, sondern während seiner Aktivität in die Lebenswelt der Dorfbewohner eingreift und dort ihre traditionale Ordnung auflöst.

Paulmichl liefert in diesem kurzen Text also statt einer Berufsbeschreibung einen differenzierten Anweisungskatalog für die Ordnungsvertreter

aus Sicht der Bürger und entlarvt darin die kollektive Identität der Landbevölkerung als gestört. Die Originalität der Kritik beruht auf der Neugestaltung der Raumdimensionen:

So wird die institutionelle Grenzziehung durch Formularsprache geleistet.

Anhand schwerkraftgebundener Formulare wird die ideelle Dimension der Gesetze durch eine materiale ersetzt. Umgekehrt erstarrt die materiale Lebenswelt in einem Bild. Daran kann auch die Metaphysik nichts ändern. Das Überirdische wird herabgeholt und dem Irdischen unterworfen.

Selbst die Sehnsucht nach Konkretion und die Distanzierungsbedürfnisse werden nur halbherzig befriedigt, da statt der in die Schranken verwiesenen Amtsallmacht gleich das Jüngste Gericht auftaucht und statt dem Wohlergehen der Bevölkerung zu dienen nur das Bild harmonisiert wird. D.h. Bürokratiefrei wird damit nicht die Dorfgemeinschaft, sondern nur der Blick auf sie. Eine Postkartenidylle wird heraufbeschworen, in der Polizisten und Pfarrer für gewöhnlich nicht auftauchen. Die Ordnungshüter werden als Störfaktoren einer Selbstimagination identifiziert.

Über das Erzählen fiktionaler Bürokratie

Bevor ich auf meinen letzten Text, ein Gedicht eines anderen deutschsprachigen Autors aus Südtirol/Italien eingehen werde, möchte ich kurz die erzähltechnischen Strategien zusammenfassen, mittels derer die bürokratischen Orte aufgesprengt werden.

Zuerst einmal fällt auf, dass die Verwendung bürokratischer Textsorten in der Narration der fiktionalen Prosa einen Bezug zur faktualen Erzählung herstellt. D.h. Die literarischen Arbeiten erscheinen dadurch nicht mehr bloß als frei erfunden und erdichtet, sondern erwecken den Eindruck, dass die Autoren auch tatsächliches Geschehen referieren. Die Verflechtung literarischer Textsorten mit bekannten Formalia aus dem bürokratischen Feld stellt dabei eine wechselseitige Beziehung zwischen Fiktion und Realität her und erinnert die LeserInnen an eigene bürokratische Verortungsversuche.

Bei Bayer kann man das anhand der amtlichen Biographie nachvollziehen, die Bezüge zwischen dem Phantastischen und der realen Welt herstellt. Außerdem erscheinen alle präzisierenden Zahlen und die Einschränkungstafel als Zeichen einer bestehenden Welt und regen dazu an, die Geschichte in der realen Welt zu verorten. Was war am 11. oder 26. Juli? Bezeichnet die Zahl von 32.784 eine bestimmte geographische oder mathematische Größe? Welche Einschränkungen können mit «Gross-

nichten» in einem zeitgenössischen Kontext gemeint sein? Welche Pensionsbestimmungen ließen es zu, dass ein Beamter bis zu seinem 74. Lebensjahr im Dienst war?

Angesichts einer Vielzahl nicht denotierbarer, fantastischer Bedeutungseinheiten, würde man vermuten, dass die bürokratischen Versatzstücke Rückzugsräume der Klarheit schaffen würden. Das ist aber nicht der Fall. Stattdessen ermöglichen sie die Erfahrung befremdlicher und vergeblicher Ordnungsmachenschaften. Dieser Eindruck wird noch verstärkt, indem die Bürokratie nicht nur die Linearität der Erzählung stört, sondern auch die Leseerfahrung irritiert. Durch die Ordnungsparameter wird nämlich ein unbeschwertes Leseerlebnis, in dem man sich auf den skurrilen Tagesablauf einlässt, durch quälende, vergebliche Ordnungsversuche, zu denen man angeregt wird, gestört.

In Thomas Bernhards Erzählung wird genau die umgekehrte Erfahrung gemacht. Der erste Eindruck beim Lesen eröffnet konkrete und klare Referenzen zur Außenwelt. Sein Prosastück erinnert an einen Verfahrensbericht aus der Zeitung, in dem wesentliche Daten zusammengetragen werden: Tat, Tathergang, Beruf des Täters, Besonderheiten des Opfers, des Prozessverlaufs und Entscheidung des Gerichts. Verstärkt durch den Verzicht auf den Einsatz von Synonymen – ein Zeichen bürokratischer Texte – entsteht der Eindruck, dass es sich um einen tatsächlich stattgefunden Prozess handeln könnte. Durch die Absurdität des Plots wird jedoch auch hier das Scheitern der Textsorte Verfahrensbericht deutlich. Zugleich befriedigt weder Bericht noch Beschluss die Auseinandersetzung mit dem Kriminalfall. Das konsequente Festhalten des Autors an amtlicher Schreibweise betont, dass sie den Ereignissen des Lebens nicht gerecht werden kann, sondern diese verstümmelt.

Eine ähnliche Ironisierung erfährt der bürokratische Kosmos auf textueller Ebene bei Georg Paulmichl. Eine Analogie mit einem Anordnungsschreiben wird evoziert. Indem es sich aus Sicht der Bevölkerung an die Staatsmacht richtet, wird gezeigt, wie sie sich neben der Legalität auch ihre Legitimität sichern könnte.

Zugleich wird durch die Textform Berufsbild, die zwischendurch auch einer Stellenausschreibung ähnelt, eine faktuale Redesituation hergestellt. Unterlaufen wird sie jedoch, indem der Autor immer wieder die Regeln der Valenz missachtet und damit Mehrdeutigkeiten schafft, die in solchen Textsorten nichts zu suchen haben. Mit ihr kann der Autor jedoch die religiöse Paranoia und hohl gewordene Lebenswelt der Dorfbewohner ausleuchten.

Eine Poetologie der Bürokratie hat neben der Bearbeitung amtlicher Textmodellen auch die Frage des Modus zu prüfen. Wie sieht der Bezug zwischen Erzähler und Erzähltem aus? Aus welcher Position wird berichtet? Nachdem fiktionale Auseinandersetzungen mit dem Thema nicht darauf abzielen, das Leben in und mit der Bürokratie einfacher zu gestalten, sondern die Probleme und Paradoxien herauszukristallisieren, verwundert es nicht, dass gerade in den aussagekräftigen Bürokratiertexten eine eklatante Kluft zwischen Erzähler und Erzähltem besteht, wie auch in den hier untersuchten Werken. D.h. in allen drei Texten vermitteln die Erzähler, dass sie keine Übersicht über das Ganze haben und halten Distanz ein. Sie klären nicht auf. Sie weisen nicht auf die Widersprüche hin. In allen drei Texten dominiert die in amtlicher Schreibweise übliche externe Fokalisierung. Wie Verwaltungsangestellte und Gerichtspersonal nehmen sie eine Außensicht ein, wissen über erstaunliche, messbare Details Bescheid, sagen aber weniger, als die Figur weiß.

Wir erfahren nichts vom Innenleben des Friedhofsbeamten, ja seine Gedankenwelt ist zu einer amtlichen Biographieskizze verkommen. Dabei hat Bayer eine Ich-Erzählung geschrieben. Aber durch seine Selbstvergessenheit bei der Berichterstattung ist der Erzähler beinahe auf Null reduziert.

Der Dorfpolizist hinwiederum erscheint uns als vergeblich gescheite Person mit steter Referenz auf den Dienstgeber: Jedoch wissen wir nichts von seinen Gefühlen, Gedanken oder seiner Persönlichkeitsstruktur.

Am wenigsten wird uns vom Postbeamten mitgeteilt, obwohl hier die Frage nach dem Tatmotiv oder die Neugierde auf seine Person besonders heftig evoziert wird. Mit der Außensicht des Erzählers wird das Ungenügen der bürokratischen Welt ausgestellt, die dann verstummt, wenn Konkrektion angesagt wäre. Außerdem wird der Anspruch auf Sachlichkeit und Perfektion als gefährliches Ansinnen charakterisiert.

Vom Kleben, Fahren und Gleiten ministerieller Hände

Zuletzt möchte ich noch ganz kurz auf ein Gedicht Norbert Kasers¹³ zu sprechen kommen, das sich einem zentralen Körperteil der Verwaltungsbeamten widmet: den Händen. Wir haben bereits in den vorangegangenen Texten die Aktivität der Beamtenhände kennen gelernt: Der Friedhofsbeamte Konrad Bayers schaufelt Gräber und stützt letztlich seine Ar-

¹³ N. C. Kaser: haende des ministers fuer oeffentliche arbeiten. In: ders. : Gesammelte Werke. Bd.1. Innsbruck 1988. S. 156.

beitshand in die Hüfte. Diese Geste deutet jedoch nicht auf eifrige Arbeitsbereitschaft hin, sondern dient nur dazu, ein Loch zu schaffen, um darin zu verschwinden. Thomas Bernhards Postbeamter, durch dessen Hände wohl eine Vielzahl von Briefen und Dokumenten gegangen waren, nützt sie zwischenzeitlich, um sorgfältig eine schwangere Frau umzubringen. Und der Dorfpolizist Paulmichls braucht seine Hände um den Verkehr zu regeln, damit die Ordnung zum Stillstand kommt. Vor allem aber hat er eigenhändig schwere italienische Formulare zu tragen. Wir bemerken hier, dass die Hände – wie überhaupt oft in Beamtengeschichten – vor allem mit Gegensätzlichem beschäftigt sind. Sie verrichten Arbeit im Sinne von Ordnung, deren Sinnhaftigkeit nur selten feststeht, und sie vernichten Ordnung oder lösen sie auf.

Im Gedicht Norbert Kasers bekommen die Hände gleich auf vier Ebenen Bedeutung. Zum ersten steckt in der Formulierung des Titels: «haende des ministers fuer oeffentliche arbeiten» eine zweite Bezeichnung für die öffentliche Verwaltung, nämlich die Öffentliche Hand. Auf der zweiten Ebene ist die Tätigkeit des Ministers angesprochen, die mit Schweiß, Dreck und Anstrengung verbunden ist. Zum dritten sind die Handflächen graphologisch zu deuten, indem der Zustand der Lebenslinie thematisiert wird. Sie ist verdreckt. Damit spielt der Autor auf ein schlechtes, unsauberes Leben oder dessen baldiges Ende an und weist letztlich zur vierten Bedeutung voraus. Mit den besagten Händen ist nämlich auch sexuelle Aktivität möglich.

Bezeichnenderweise fahren die verschwitzten, verdreckten Hände nicht unter fließendes Wasser, sondern vorerst durch das Pomadenhaar, eine Eitelkeitsgeste. Das Zentrum des Gedichts bildet dann das Lustobjekt dieser Hände: die Brust jenes Mädchens, mit dem der Erzähler verbunden ist, die Brust «seines» Mädchens. Damit bringt sich das schreibende Ich selbst ins Spiel und zwar von seiner privatesten Seite. Und es involviert Leser und Leserin, die sich nicht mehr bloß mit dem Minister, sondern auch mit dem angebotenen Ich oder dessen Geliebter identifizieren können. Zudem werden mit der sexuellen Aktivität des Ministers die vorangegangenen Zustandsbeschreibungen der Hände revidiert: Der Schweiß kommt vielleicht gar nicht von der Arbeit, die verstopfte Lebenslinie ist möglicherweise Vorzeichen für die Rache des Autors, der den Betrug durch einen Mord am Minister sühnen könnte. Mit dieser Umdeutung ausgestattet – der Minister wird nicht bei seiner Arbeit, sondern bei sexueller Aktivität betrachtet – ist man geneigt, den letzten Teil des Gedichtes in dieser Lesart fortzuführen.

Überraschenderweise wird dem Leser jedoch noch eine zweite Wende zugemutet: Der Minister trifft im weiteren nicht mehr libidinöse, sondern wieder Arbeitsvorbereitungen. Die kontrastive Doppeldeutung der Lesarten, konzentriert im Possessivartikel «meines» und im Begriff «Arbeit», wird auch graphisch betont: Ersterer ist kursiv gesetzt und wirkt wie ein Aufschrei des Betrogenen. Und zweiterer, die «Arbeit», in die die verschwitzten, verdreckten, öligen, sexualisierten und bespuckten Hände gut gleiten, ist so platziert, dass sie wie eine Unterschrift den gesamten Text zu unterfertigen scheint. Somit kann vom Graphischen aus gesehen das Gedicht überhaupt umgedeutet werden: Der Autor des Textes ist die Arbeit. Sie erzählt von den Aktivitäten der Hände des Ministers.

Ich zitiere:

haende des ministers fuer
oeffentliche arbeiten

die haende kleben in
der lebenslinie sitzt
dreck in den rillen
rinnt zaeh – gerinnend
der schweiß dann
fahn sie durchs pomadenhaar
und zurueck auf die
brust *meines* maedchens

um besser vorwaerts zu
kommen wird in die innenflaechen
gespuckt nun gleiten sie
gut
in

die arbeit

Mit diesem Gedicht haben wir zum Schluss mit dem spezifischen Verhältnis zwischen Amtswelt und Individuum eine letzte Facette der Poetik der Bürokratie berührt, die hier auf mehreren Ebenen dargestellt wird: die ausgreifende öffentliche Hand, die in die Intimsphäre der Bürger eindringt, die unscharfe Grenze zwischen Amt und Lebenswelt und auf erzähltechnischer Ebene die Überschreitung des Geschehens ins Private des Schreibers und Lesers.

Wenn in den Texten Bayers, Bernhards und Paulmichls die Außensicht konsequent eingehalten wird, zeigt Kaser den Übergriff, indem er die Erzählebene plötzlich offenlegt. Aber diese Offenlegung befriedigt nicht

die gemeinten Ansprüche der Alltagsdiskurse. Sie beunruhigt. Schließlich wollen wir nicht jedwede Transparenz und Konkretion. Von den Körperteilen des Verwaltungsstabs möchten wir lieber nichts Genaueres wissen. Weder von den sexuell aktiven, den mörderischen noch von den eifrig handwerklichen. Womöglich kleben sie alle. Von den Schreibhänden hinwiederum konnte – so hoffe ich – einiges berichtet werden.